

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 42

Rubrik: Ritter Schorsch sticht zu

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

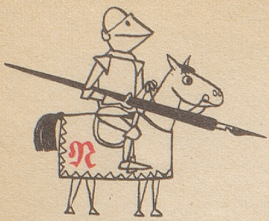
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ritter Schorsch sticht zu

Lauter schlechte Zeiten?

In einer Tafelrunde, zu der Ritter Schorsch sich unlängst mit der irrigen Hoffnung eingefunden hatte, einige Zerstreuung zu finden, feierten die zeitkritischen Schwarzmalen wahre Orgien. Die üppigen Schilderungen unseres zutiefst bejammerenswerten Zustandes nahmen schließlich Ausmaße an, die nur noch die Hochkonjunktur sorgenschwerer Stirnfaltenwürfe zu konstatieren gestatteten. Vom allgemeinen Zerfall der Gesittung bis zur – ebenso allgemeinen – Verstumpfung der Seelen, blieb nichts, aber auch gar nichts mehr übrig, was nicht mit markerschütternden Beispielen zu belegen gewesen wäre.

Ritter Schorsch hatte einige Mühe, sich von dieser Drescharbeit abgründiger Pessimisten zu erholen, wiewohl ihm, als er heimzu ging, eine zauberhafte Herbstnacht zu Hilfe kam. Wie war es denn eigentlich früher, begann er sich nach überstandener Betäubung zu fragen, in den goldenen Epochen menschlicher Geschichte? In den Jahren zumindest, meinte er, die uns als glanzvoll, hochgemut und friedlich überliefert sind, müßten die Zeitgenossen ihre Welt doch wohl mit schönster Zuversicht betrachtet haben. Ist überhaupt je mit so gramvoller Schlechtwettermiene über eine Zeit geurteilt worden, wie das heute mit der unsern geschieht?

Der Rückblick, den Ritter Schorsch mit gebührender Sorgfalt unternahm, bescherte sonderbare Entdeckungen: Es hätte, wenn wir die Aussagen der Altvordern ernst nähmen, lauter schlechte Zeiten gegeben. «Fort ist die große Göttin, die Treue, gewichen ist von den Männern der weise Sinn ... Das Geschlecht der Frommen ist ausgestorben», klagte schon im vierten Jahrhundert vor Christus der Grieche Isokrates. Sechs Jahrhunderte später urteilte der Kirchenvater Tertullian über die christlichen Liebesmähler: «Bei dir brodeln die Liebe in den Kochtöpfen, der Glaube dampft in der Küche, der Gegenstand der Hoffnung liegt auf den Schüsseln!» Und all dies in den glaubensmächtigen Zeiten der christlichen Urkirche! «Das viehische Saufen, Ehebruch, Gotteslästerung nimmt mit jedem Jahr zu», wurde zur Zeit Martin Luthers notiert. Und ein

großer deutscher Staatsdenker, der Freiherr vom Stein, schrieb 1822 den erstaunlichen Satz nieder: «Wir sind übevölkert, haben überfabriziert, sind überfüttert und haben alles in einen toten Mechanismus aufgelöst.» Schon ein Dutzend Jahre zuvor, 1810, war in Heinrich von Kleists «Berliner Abendblätter» bitter darüber Klage geführt worden, daß das Weihnachtsfest zum bloßen Geschäft erniedrigt sei. «Diese Gier nach raschem Gewinn!» schrieb 1869 mit allen Zeichen des Entsetzens eine andere deutsche Zeitung. Und als 1914 der Erste Weltkrieg begann, stand in einem großen schweizerischen Blatte, die Eidgenossenschaft habe sich kaum je zuvor in einer übleren Verfassung befunden. Ritter Schorsch mußte – alles in allem – feststellen, daß Cassandra, Trojas düstere Kunderin des Unheils, offenbar wie Ahasver, der ewige Jude, zu allen Zeiten umgegangen ist.

Nach einigem weiterem Nachdenken kam der Ritter jedoch noch zu einem andern Schluß: Die Zeitkritik, die immerfort weit über die Wirklichkeit hinausschoß, war nie für bare Münze zu nehmen, konnte aber immer als ein untrügliches Zeichen gelten: ein Zeichen der Freiheit. Wer den Beweis für diese Behauptung sucht, braucht nur auf die Diktaturen zu blicken. Dort darf man nicht klagen und mahnen, sondern hat stramm zu loben. Denn die Mächtigen befahlen, daß ihre Herrschaft gut ist. Fehler, Skandale und Nichtswürdigkeiten jeglicher Art dürfen nie das System belasten, sondern werden auf sorgsam ausgewählte Sündenböcke gehäuft, die dann nach obrigkeitlicher Weisung der Volkszorn trifft. Die schlechten Zeiten, heißt es dort, waren immer früher; die guten gibt es jetzt; die noch besseren stehen bevor.

Ritter Schorsch war nach solchen Erwägungen zumindest wieder im Gleichgewicht. Nahrung für Zeitkritik, sagte er sich, findet sich überall, weil die Unvollkommenheit unserer Sorte von Geschöpfen sie fortgesetzt liefert. Offenkundig ist diese Unvollkommenheit niemals aufzuheben. Sie ist, wie jedermann weiß, eine Not, die uns beunruhigen soll, aber doch wiederum auch eine Hoffnung: Denn es gibt nicht nur eine Unvollkommenheit zum Guten, sondern auch eine Unvollkommenheit zum Schlechten. Der Mensch taugt schlecht zum Engel, aber ebensoschlecht zum Roboter, und also ist dafür gesorgt, daß auch seine Schwäche zum Vorzug werden kann. Es gab sowjetische Soldaten, die weinten, als sie im Herbst 1956 zur Härte gegen die aufständische Bevölkerung Ungarns angetrieben wurden. In den Augen ihrer Führer waren sie Memmen. Aber ihre Tränen tränkten die stärkste Hoffnung, die aus jenen Tagen blieb.

Der Sündenbock

Niemand darf und will ihn loben;
alle Not und Niedrigkeit
wird ihm schamlos zugeschoben,
überall und jederzeit.

Keiner wagt es hierzulande,
tapfer für ihn einzustehn:
jede Untat oder Schande
müssen auf sein Konto gehn.

Er verursacht Ehekrisen,
Kopfschmerz, Durchfall, Korpulenz,
Herzattacken und nebst diesen
Uebeln mangelnde Präsenz.

Ihm wird drum ununterbrochen
vorgeworfen, daß sogar
an verfehlten Flitterwochen
er nicht unbeteiligt war.

Jedes eigene Versagen,
jedes Gegenteil von Glück,
jedes Miß- und Unbehagen
fällt allein auf ihn zurück.

Wer dem heiklen Thema huldigt,
sagt sich deshalb: Bitte schön,
ich bin ja bereits entschuldigt;
schuld an allem ist der Föhn!

Fridolin Tschudi